



Sechstes Kapitel.

Wer ist denn jener hier, bald sink, bald faul?
Jetzt schwagt er toll und laut, dann hängt er's Maul,
Jetzt schmeckt ihm nichts, dann schwelget er beim Wein,
Sollt es nicht Dolph, der Genremaler, sein?

Der Wohlbeleibte schreitet dort ins Feld,
Den Zeichenstuhl, die Mapp' im Arm er hält,
Gemüthlich schaut er in die Welt hinein,
Dies muß der Franz, der Landschaftsmaler, sein.

Doch tiefen Genstes wandelt inhaltsschwer,
Der Maler Theodor ganz still einher,
Gesenkten Blickes prüft er unverwandt
Ein Blatt vom Meister an der Liber Strand.

„Es ist doch ein merkwürdiger und außerordentlicher Künstler, der Friedrich Overbeck in Rom!“ rief freudig Theodor, der ehemalige Bauer, welcher mit seinen Freunden Dolph und Franz zur gemeinsamen Erholung seinen ältern Bruder an der Ruhr zu besuchen gedachte. „Ich bitte euch, betrachtet nur dieses Blatt, welche Großartigkeit und welche Einfalt in der Auffassung des Gegenstandes! Die Unschuld des Kindes scheint in dieser Composition mit der Einsicht des Weisen gepaart und über das Ganze schwebt der Geist heiliger Anmuth!“

Dolph, der sehr übel gelaunt die Stadt verlassen hatte, hörte kaum auf Theodors Worte, sprang im Anfall toller Laune rechts und links über die wassergefüllten Chausseegräben, warf einen flüchtigen Blick auf Overbecks Composition und rief: „recht hübsch“; rannte dann voraus und jodelte in die Luft hinein: „Wenn ich mein Mädel seh“!

Franz, dessen angebornes Pflagma einen so offenbaren Mangel an Aufmerksamkeit für ein Kunstwerk nicht zuließ, beschaute das Bild eine ganze Weile und sagte dann: „Gewiß, die Gruppen haben schöne Linien, ihre Anordnung ist meisterhaft; was jedoch die Landschaft betrifft, so kann unser Eins dergleichen nicht recht brauchen. Wir würden mit dieser Art Landschaft hier nicht verstanden werden, und was man nicht versteht, kann man auch nicht lieben; mithin würden wir wenig Liebhaber für unsere Bilder finden.“

„Sollte denn das nur schön sein,“ fiel Theodor ein, „was zur Zeit am beliebtesten ist?“

„Das will ich nicht behaupten,“ erwiederte jener, „aber wir müssen leben!“

Theodor, welcher während des Winters einen tiefen Blick in das Wesen der Kunst gethan hatte, die Elementarklasse ver-

lassen und schon bis in den Antikensaal vorgerückt war, besaß bereits einen höheren Begriff erhabener Kunstschönheit, als seine Gefährten; es gebrach ihm allerdings an ihrer Fertigkeit, allein da er, wie jedes wahre Genie, einen Trieb zur höchsten Geistesausbildung besaß, so konnte er auch Overbecks künstlerischen Werth besser würdigen. Unterdessen hatte bei der ganz veränderten Lebensweise seine Gesundheit etwas gelitten; was der Geist gewonnen, hatte die Körperkraft verloren, und deshalb hatte der Arzt ihm gerathen, aufs Land zu gehen.

Es war einer der ersten schönen Frühlingstage, die Morgen-
nebel sanken und die Sonne beleuchtete prächtig die vor ihnen
liegenden waldigen Berge. Unzählige Lerchen erhoben sich aus
den grünen Saaten und trillerten ihr munteres Lied in die
blauen Lüfte. Auf den Feldern war Alles thätig; Männer,
Frauen und Kinder waren emsig beschäftigt der Mutter Erde
ihren jährlichen Tribut abzugewinnen.

„Steck deine Composition in die Mappe,“ sagte Franz,
„und laß uns wacker vorwärts schreiten; was man auch Herr-
liches in dieser Kunstrichtung schaffen mag, nichts läßt sich
doch mit einem solchen Anblick der schönen Natur vergleichen.
Wenn ich sie nur so wiedergeben könnte, wie ich sie empfinde.“

„Gott malt allerdings am besten,“ sagte Theodor, „auch
mir geht dabei das Herz auf, ich empfinde es so tief wie du,
nur fühl ich keinen Trieb sie nachzubilden, sie erhebt mich
vielmehr zu Ideen höherer Ordnung, ich möchte immer den
Geist darstellen, der dies Alles erschuf.“

Der unruhige Dolph, der etwas nachgeblieben war, indem
er sich bei einer Gruppe Landleute aufgehalten, mit ihnen
gesprachen und gelacht hatte, war ihnen nachgekommen und
hielt ordentlich Schritt. „Wenn es so fortgeht,“ sagte Franz,

„so kommen wir nicht mehr vor dem Mittagessen an.“ —
 Indem sie nun wacker fortschritten, sprachen Dolph und Franz
 über das Verhältniß zu ihren Geliebten, wobei Letzterer äußerte:
 „Wenn der alte lederne Hofrath mir das Gustchen binnen
 einem Jahre nicht giebt, so schicke ich ihm mit eifriger Kälte die
 dreimalige Aufforderung ins Haus. Ich kann sie ernähren, ich
 will sie haben, ja, treue Liebe läßt nicht zu Schanden werden.“

„Sapperment, noch ein ganzes Jahr!“ rief Dolph feurig
 aus, „das geht über menschliche Kräfte! — Was schmunzelst
 du so in den Bart hinein, Theodor? Ich glaube, du machst
 dich über uns lustig.“

„Das nicht,“ erwiderte Theodor, „ich freue mich nur
 eine andere Schöne zu lieben, als ihr, ich habe mich bereits
 mit ihr verheirathet und denke auch ferner keine andere anzu-
 beten, weil sie mein ganzes Herz erfüllt!“

„Du meinst die Kunst,“ rief Dolph, „aber nimm dich in
 Acht, das ist ein launisch Weib, sie schmeichelt erst, und dann
 schafft sie Schmerzen.“

„Das hat sie bereits gethan,“ erwiderte Theodor, „ich
 habe viele schlaflose Nächte gehabt, die ich als Bauer nicht
 kannte, aber ich habe auch nie die Erde geliebt, die ich pflügte;
 die Kunst aber liebe ich und wer liebt, muß leiden.“

Unter solchen Gesprächen kamen sie endlich in den sich
 frisch belaubenden Wald, sie streckten sich einen Augenblick
 nieder und Franz fing an in seinem Skizzenbuche zu blättern.
 „Laß dir nur nicht einfallen, hier Studien zu zeichnen, dazu
 ist keine Zeit!“ rief Dolph.

„Seht nur,“ sagte Franz, „wie hier die Blumen und
 Gräser freundlich aussprießen; die jungen Erdbeerpflänzchen,
 der Waldmeister und die übrigen Mairäuter!“

„Du möchtest wohl schon mit deinem Bleistift,“ erwiderte Dolph, „in alle die feinen Blätterwindungen und Verkürzungen herumkriechen und diese Welt im Kleinen in dein Zeichenbuch übertragen.“

„Ja, mir jucken die Finger danach,“ versetzte Franz mit seinem gemüthlichen Lächeln.

Theodor bemerkte: „Vor Gott ist nichts groß und nichts klein. Wer nicht in den Blättchen seine Allmacht erkennt, wird sie auch nicht in der Welterschöpfung erkennen; nichts lebt, nichts bewegt sich, was nicht anziehend wäre; wengleich nicht Alles schön ist, so ist doch Alles charakteristisch!“

„Vielleicht macht nur das abgeschliffene Wesen der vornehmen Welt eine Ausnahme,“ fiel Dolph ein, „wo die verschiedenen Nationalitäten in der äußeren Tracht und in der inneren Gesinnung zusammenfließen und nur eine große Monotonie darbieten. Deshalb ziehe ich es vor, mich unter dem Volke umherzutreiben, mit Landleuten, Schiffern und Handwerkern zu verkehren, und meine Gegenstände aus diesem Lebenskreise zu schöpfen.“

„Wir sind darin glücklicher, als ihr Menschenmaler,“ bemerkte Franz, „die Natur hängt weder von der Richtung des Zeitalters noch von der herrschenden Sitte und Mode ab, sie trägt immer dasselbe Kostüm; der Wald, die Wiese grünt heute wie vor tausend Jahren, der Himmel spiegelt sich blau oder wolkeig in dem dahin brausenden Strome und ich freue mich unendlich darauf, wieder einige Wochen in die immer sich gleichbleibende Schöpfung zu blicken.“

„Ich aber freue mich darauf,“ rief Dolph, „eine lustige Bauernfirmeß mitzumachen; ich will das Leben dieser schlichten Naturmenschen ablauschen, die Mädels und Jungens zeichnen,

wenn sie herumspringen, die Alten, wenn sie trinken und schwätzen; oder am Werkstage die Frauen, wenn sie zum Brunnen gehen, Wasser zu holen; die Mägde, wenn sie die Kühe melken; den Knecht, der das Futter herbeischleppt und doch noch Zeit hat seiner Liebsten etwas Schönes zu sagen; wenn die Gemeinde zur Kirche geht, will ich sie in ihrer Andacht beobachten und diese Welt, weil sie in ihren Erscheinungen noch am poetischsten ist, wiederzugeben versuchen.“

„Wie gesagt,“ erwiderte Franz, „die Natur bleibt in ihrer Erscheinung unverrückbar, und der Mensch, welcher ihr am nächsten lebt, sich am meisten mit ihr beschäftigt, hat für die bildliche Darstellung noch am meisten Reiz.“

„Deshalb mag es auch so schwer sein,“ fiel Theodor ein, „für die historische Darstellung Stoff aus den uns umgebenden Erscheinungen zu schöpfen; man muß ganz in sich hineinkriechen, ja, sich eine Welt in seinem Innern erbauen, und dennoch erlebt man, wie oft das Beste, das aus solcher Geistesstimmung hervorgegangen, gerade am wenigsten begriffen wird. Ich habe mich diesen Winter viel mit solchen Betrachtungen herumgequält, bei Tage nach der Antike gezeichnet, am Abende componirt und oft spät in die Nacht hineingelesen. Ich fühle, daß ich in dieser kurzen Zeit eine früher nicht geahndete Uebersicht der Kunstzwecke gewonnen habe, allein nun ist auch mein Körper sehr angegriffen, ich nahm mir vor, drei bis vier Wochen nichts zu thun, als Heu zu machen, zu dreschen und in Gottes Namen Mist auf den Karren zu laden, wie ich es früher gethan. Ich will, wenn ich es irgend vermag, das Zeichnen und Malen vergessen, bis ich wieder ein gesunder Kerl bin.“

Die Gefährten lobten seinen Voratz, brachen auf und

gelangten ohne besonderes Begegniß in die Nähe ihres Zieles, wo ihnen die Hunde entgegengesprungen kamen und ihren alten Herrn vor Liebe fast umwarfen. Ihr Bellen lockte die Kinder aus dem Hause und es war ein großer Jubel über den guten Ohm Theodor, der ihnen auch Caramellen und Speculazien mitgebracht hatte. Auch die Hausfrau und das Gefinde kam herbei und die drei Freunde fanden sich bald so glücklich in diesem Kreise, daß selbst Dolph einige Stunden keine mißmuthige Laune zeigte. Endlich kam auch der Wirth aus dem Felde und nun wurde ein Mittagsmahl in Angriff genommen, bei welchem der friedliche, aufgeweckte und launige Geist der Speisenden alle Leckerbissen französischer Kochkunst ganz wohl entbehrlich machte. —

Lassen wir sie beim fröhlichen Mahle und begeben wir uns in den Garten hinter dem Hause unseres alten Freundes, des invaliden Malers. Auch er hatte mit dem Inspektor und dem Kunstgelehrten im Kreise seiner Familie gespeist und die drei alten Knaben saßen in einer Gartenlaube vor einem Blumenparquet und schlürften ihren Kaffee. Auf dem grünen Rasenplazze spielten die Enkelkinder, jauchzten und jubelten, und das alte Kleeblatt sah mit vergnügter Miene das aufsteigende Geschlecht der Menschen- und Pflanzenwelt an.

„Die Blumen sprengen ihre Kapseln,“ bemerkte der Alte, „die Biene beginnt den Honig aus ihren Kelchen zu saugen, der Schmetterling umflattert sie und diese Menschen. Thier- und Pflanzenwelt verzüngt sich unausgesetzt; Alles, was entsteht, sehnt sich nach Licht und Leben, nach Ausbildung und Vervollkommnung, am meisten jedoch der sich selbst bewußte Geist des Menschen.“

„Aber die Blätter welken und fallen ab,“ fiel der Gelehrte

ein, „und auch wir Alten sind diesem Loose nahe. Wenn auch die Körperwelt sich umwandelt, kann sie doch nicht vergehen. Die unsterbliche Seele des Menschen aber, die nach weit höherer Vervollkommnung ringt, sehnt sich hinaus aus ihrer zerbrechlichen Hülle in das reinere Element, für welches sie erschaffen.“

„Aber wo gehen sie hin, die unzähligen Geschlechter, welche nach kurzer Lebensdauer von dieser Erde hinwegziehen?“ unterbrach ihn der Alte. „Von den Hervorragendsten unter diesen Millionen bleibt uns zwar das Andenken durch die Geschichte, durch die Werke ihres Geistes und ihrer Hand. Werden wir sie aber selbst dereinst sehen, werden wir von ihnen vernehmen oder werden wir in den höheren Regionen Wünsche und Bedürfnisse der Art gar nicht mehr hegen?“

„Alles Räthsel!“ sagte der alte Inspektor, „der Klügste und der Beschränkteste kommt endlich doch nur zu dem Schluß: Thue täglich deine Pflicht nach deiner besten Einsicht; alles Uebrige überlaß deinem Schöpfer.“

Dies war der ungefähre Inhalt des Gespräches, welches die drei alten Männer unter sich führten, bis sie nach und nach zu praktischen Gegenständen ihres Berufsfaches übergingen, wobei der Alte äußerte: „Wir sprachen bei Tische über die Nothwendigkeit einer Landschafterklasse an unserer Akademie und über die Anstellung eines dazu geeigneten Lehres.“

„Allerdings giebt es jetzt sehr viele junge Leute,“ erwiderte der Gelehrte, „die sich ausschließlich diesem Fache widmen wollen. — Der Historienmaler, wenn er auch im großen Ganzen eine richtige Ansicht von der Darstellung der Landschaft besitzt, wird wohl nur höchst selten die landschaftlichen Einzelheiten so tief studirt und ergründet haben, daß er fähig wäre, sie zu lehren.“

Die Weise, wie die alten Maler ihre landschaftlichen Hintergründe behandelten, ja selbst wie Dominichino, Caracci, Poussin und Claude sie als besondere Gattung einführten, würde dem gegenwärtigen Publikum nicht mehr genügen; so groß und schön auch der Hauptgedanke in ihren Landschaftsbildern sein mag, so wenig vollkommen ist die Charakteristik der einzelnen Gegenstände; es sind eben nur Bäume, die in die Höhe oder Breite wachsen, Pflanzen mit langen, spitzen oder runden Blättern; ein wirkliches Eindringen in die charakteristischen Einzelheiten ist nirgends sichtbar.“

„Es würde schwer werden,“ bemerkte der Alte, „in diesen Landschaften eine italienische, schweizerische oder deutsche Gegend genau zu unterscheiden, und dennoch würden wir einen Lehrer, der gerade ein solches Verständniß besäße, für unseren Zweck bedürfen.“

„Sollte der dicke Franz nicht der Geeignetesten sein?“ fragte der Inspektor.

„An ihn habe ich auch am meisten gedacht,“ erwiderte der Alte, „es mag noch größere Talente geben, allein er besitzt die nöthige Einsicht und Parteilosigkeit zu einem solchen Amte, und wenn ihr mit mir übereinstimmt, so werde ich die geeigneten Schritte höheren Orts in dieser Beziehung versuchen.“

Die Freunde stimmten nach reiflicher Ueberlegung diesem Beschlusse bei und der Inspektor sagte: „Wenn es gelingt, wird er sich freuen, denn er gehört zu denen, die täglich ihre Pflicht thun, nichts fordern und den lieben Gott walten lassen; dabei wird er nicht mager und kommt am Ende doch am besten zu seinem Ziele. Mir ahndet, es wird eine Hochzeit geben! Das schwer zu erhaltende Gehalt wird das erste, der Titel und das Mädchen das bald nachfolgende sein.“

Der Alte lachte und sagte: „Wie gut du unterrichtet bist Peter! Kennst du auch noch einen Anderen, der sich ohne Gehalt gerne mit einem Titel begnügt?“

„Ob ich ihn kenne!“ erwiderte jener, „allein wir haben lezthin so lange conferirt, die Stiftung einer Klasse für Genremalerei und mithin eines Lehrers für dieselbe sei etwas Ueberflüssiges, indem die ersten Studien eines Historienmalers auch die zweckmäßigsten für einen Genremaler wären, so daß für seine Anstellung wenig Aussicht vorhanden ist.“

„In unserer Zeit kommt es häufig vor,“ sagte lachend der Gelehrte, „daß man Aemter für Personen sucht, nicht Personen für Aemter.“

„Und bedenkt dabei wenig,“ fiel der Alte ein, „daß die Staatsgelder ebenso gut aus dem Säckel des ärmsten Knechts, als aus dem gefüllten Schatz des Magnaten zusammenfließen.“

„Du verlangst auch zu viel von den Regierenden,“ sagte der Gelehrte, „es sind Sterbliche, wie wir, sie müssen sich immer auf die Berichte von Anderen verlassen. Die große Deconomie Gottes, der Disponent und Executor zu gleicher Zeit ist, bringt am Ende doch diese unfreiwilligen Fehlgriffe wieder in Ordnung, sonst würde die Gesellschaft schon lange nicht mehr bestehen; man hätte sich längst unter einander todt geschlagen.“

Im Verlaufe des Gespräches kamen sie auf die Kupferstecherkunst, weil sich unter den Studirenden einige ganz ausgezeichnete Talente für dies Fach bemerkbar machten. Auch an diese Kunst macht das Publikum gegenwärtig ganz andere Ansprüche. „Bis zur Epoche der Caracci, von denen Augustin Caracci selbst in Kupfer stach, sind mir,“ sagte der Alte, „in der italienischen Kunst keine malerisch ausgeführten

Kupferstiche bekannt. Die sogenannten Kleinmeister und später Lucas von Leyden und vor Allen Albrecht Dürer machen eine bemerkenswerthe Ausnahme, sie stachen zwar sehr kräftig und ausgeführt, beabsichtigten jedoch niemals die Lokalfarben der Malerei wiederzugeben. Des Letzteren Kupferstiche sind abgesehen davon, daß dieser große Geist zugleich der Erfinder und Zeichner war, in Bezug auf Technik von der größten Vollkommenheit.

„Der ursprüngliche Zweck der Kupferstecherei war nur die plastische Seite eines Kunstwerkes wiederzugeben, welches in Bezug auf Freskomalerei völlig hinreicht. — Die schönsten Blätter des Mark Anton, der mehr als viele Andere zum Kupferstecher geboren war, geben Zeugniß davon. Setzt aber verlangen die Kunstliebhaber etwas Anderes und, wenn man will, etwas Vollkommneres. Nicht allein die plastische Seite eines Bildes soll wiedergegeben werden, sondern auch dessen malerische Wirkung. Man soll, soweit es möglich, in Kupferstichen das Colorit des Fleisches, sowie die Lokalfarben der Gewänder erkennen. Die verschiedenen Stoffe sowie die Nebensachen aller Art sollen durch die verschiedene und eigenthümliche Behandlung charakteristisch ausgedrückt werden und nur einem solchen Blatte gönnt man einen Platz in einem eleganten Gemache. Diese Forderung entbindet die Kupferstecher keineswegs, das Nothwendigste, nämlich das plastische Element, im Auge zu behalten; die Form bleibt immer die Hauptsache. Was man will, ist ein Mehr, mithin ein ächter Fortschritt. Leider wird diese Mehrforderung des Publikums von neueren Kupferstechern, die nicht zeichnen können, häufig mißbraucht, denn sie gehen lediglich auf den Effekt aus und täuschen dadurch den oberflächlichen Beschauer.“

„Tragen daran nicht die neueren Maler die meiste Schuld?“ fragte der Gelehrte. „Täuschen sie nicht auf ähnliche Weise das Publikum? Kann man denn überhaupt von den Kupferstechern mehr verlangen, als das treueste Wiedergeben ihres Originals?“

„Gewiß nicht,“ erwiderte der Alte, „der Kupferstecher ist einem tüchtigen Virtuosen vergleichbar, der mit seinem Gefühle und Geschmack die musikalischen Gedanken des Componisten vorträgt; oder vielleicht noch mehr dem geistreichen Uebersetzer, der eine fremde Poesie in seiner Muttersprache wiedergiebt. Wenngleich der Kupferstecher nur reproducirender Künstler ist, so sind doch diejenigen immer selten, welche ein feines Gefühl mit einer angeborenen Geschicklichkeit und Leichtigkeit der Hand verbinden und sie müssen es wohl sein, denn sie werden besser bezahlt, als die erfinderischen Köpfe.“

„Das liegt in der Natur der Sache, denn die Spekulation bemächtigt sich einer gut gestochenen Platte, tausende von Exemplaren werden von ihr abgedruckt und bilden einen Artikel im Welthandel.“

„In der neueren Zeit ist die Bedeutsamkeit einer guten Platte noch gewachsen und zwar durch die Mietenblätter der Kunstvereine, dieser Surrogate einer ehemaligen besseren Kunstzeit. Doch geschieht jetzt Alles durch Associationen und die Künstler müssen schon zufrieden sein, daß es noch viele giebt, welche wenigstens für fünf Thaler jährlich Kunstliebe haben. Aber um diese rege zu halten, muß die Verwaltung solcher Vereine auch jährlich einen möglichst guten Kupferstich den einzelnen Actionären darbieten, und dies ist nach langjähriger Erfahrung die schwierigste Aufgabe. Die berühmten Kupferstecher machen für ein solches Institut unerschwingliche Forde-

rungen; am glücklichsten trifft es die Verwaltung, wenn sie ein aufkommendes großes Talent, dessen Ruf noch nicht so bedeutend ist, als seine Leistungen, für sich zu gewinnen weiß. Aber nicht immer steht einem ein Rafael Morghen, ein Desnoyer oder ein Longhi, Anderloni und Toschi zu Gebote, denn diese lieben mehr nach Rafael oder Michel Angelo als nach neueren Bildern zu stehen. Je schöner und berühmter das Original ist, um so mehr ist der Kupferstecher zu der Hoffnung berechtigt, seinem Werke eine große Verbreitung zu verschaffen. Jedermann interessirt sich für die Compositionen der großen alten Meister und selbst ein schlechter aufgekratzter Abdruck von Marc Anton wird deshalb gekauft, weil er einen der göttlichen Gedanken Rafaels wiedergiebt. Selbst die besten Abdrücke von Marc Anton oder Giorgio Mantovano werden von Kupferstichsammlern gegenwärtig nur in Mappen gehalten, und es denkt Niemand daran sie als Zimmerverzierung aufzuhängen. Nicht einmal die viel weiter ausgeführten Blätter, der St. Hubertus, der St. Hieronymus, die Melancholie, die Fortuna von A. Dürer genießen diese Ehre. Diese Blätter besitzen malerischen Effekt genug, um den modernen Kupferstichen die Wage zu halten. Sie sind jedoch sehr theuer und außerdem fehlt den Figuren des Dürer bei aller Charakteristik jene Anmuth und ausgebildete Schönheit der Form, an welche das Publikum durch die Stiche nach den großen italienischen Meistern gewöhnt ist.

Augustin Caracci war wohl eigentlich der erste Italiener, welcher es im siebzehnten Jahrhundert versuchte, seinen Kupferstichen eine malerische Wirkung zu geben; dann scheint es, als ob diese Kunst ganz auf die Niederländer übergegangen sei, denn eine bewundernswerthe Handhabung des Grabstichels

zeigen Golzius, Paul Pontius und Bloemaert in ihren vielen Stichen nach Rubens und van Dyck, unter welchen sich besonders die Bildnisse nach jenen Meistern auszeichnen. Auch gehört A. Vischer zu dieser Schule, welcher auch ein erfinderisches Talent besaß und mehrere eigene Compositionen stach. Am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts hingegen scheinen die Franzosen die Oberhand gewonnen zu haben, denn Edeling, der, obgleich ein Deutscher, in Paris seine Ausbildung erhielt, schuf eine ganze Schule vollendeter Kupferstecher, aus welcher auch Nanteuil, Masson und Drevet hervorgingen. Im vorigen Jahrhunderte finden sich in England als ausgezeichnete Männer dieses Faches Woollet, Scharp und Strange; zu gleicher Zeit in Italien Bartolozzi, Volpato und N. Morghen, von welchen zuerst Bartolozzi mit Punkten und ganz kurzen Strichen die zartesten Halbtöne nachzuahmen verstand, später aber nach England ging und dort viel in punktirter Manier arbeitete. Am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts und besonders unter der Regierung Napoleons erschienen Berwyf, Desnoyer, Vorster, und in Italien Longhi, Anderloni und Toschi, und bereiteten die gegenwärtige Epoche vor, welche an technischer Ausbildung alle früheren übertrifft.

„So sehr nun auch in Deutschland diese Kunst zurückgeblieben war, so muß man doch Schmidt und Wille nennen; Letzterer arbeitete zwar viel in Paris, war jedoch der Meister von Gotthard Müller, dessen Sohn Wilhelm die berühmte Madonna di San Sisto nach Rafael stach und durch dieses Blatt, welches die Herausgeber reich und ihn selbst wahnsinnig machte, die Ehre seiner Landsleute in diesem Fache wiederherstellte. Wir können uns freuen, daß wir jetzt in der Kupferstecherkunst keiner anderen Nation nachstehen, sondern sogar

hoffen können, die wahre Bestimmung derselben völlig richtig aufgefaßt zu haben. Vorzüglich durch Overbeck, der mehrfach einen Cyclus in sich zusammenhängender Compositionen erfunden, welche in bloßer Zeichenmanier nachgestochen wurden, sind die jungen aufkommenden Kupferstecher wieder auf eine strenge Methode zurückgeführt worden; sie müssen mit Wenigem das Wesentliche des Vorbildes wiedergeben und gewöhnen sich dadurch, diese Weise auch bei ausgeführten Blättern anzuwenden; überhaupt ist der indirekte Einfluß Overbecks sehr wirksam auf die neue deutsche Kunst gewesen, namentlich in Bezug auf die stilvolle Auffassung der Gegenstände, da das Niedrige und Gemeine dieser edeln Natur schon von jung an völlig fremd war."

Die Freunde sprachen noch mancherlei über diesen großen Künstler, der ihr Jugendfreund und Studiengenosse gewesen und verabschiedeten sich sodann von dem alten Meister. Dieser hatte noch eine Zeit lang in der Dämmerung gelüftwandelt, war dann auf sein Zimmer gegangen und hatte sich in seinen Lehnstuhl gelagert. Er schloß halb die Augen, alte Erinnerungen erschienen wieder vor seiner Seele und es dünkte ihn, als träte er in die Klosterzelle von St. Isidor, wo er seinen Freund Overbeck zum erstenmale gesehen. Dieser war mit Mehreren seiner Studiengenossen von Wien nach Rom gekommen und jeder von ihnen hatte in dem verlassenen Kloster eine Zelle bezogen, von denen jedoch keine einzige ein passendes Künstleratelier bildete. Das ehemalige Refektorium der Mönche war ihr Akademiesaal, wo sie am Abende gemeinsam nach dem Nackten zeichneten oder sich wechselseitig mit Gewändern Modell standen. Sie hatten in der Akademie von Wien eine Art ehrenvoller Relegation empfangen, eigentlich nur, weil sich

ihnen aus dem innersten Wesen ihrer Naturanschauung eine Methode der Nachahmung aufdrang, welche mit dem verschwommenen und flauen Geiste der Zeit im entschiedenen Widerspruche stand. Der Alte, der sich in einer ähnlichen Opposition zur selben Zeit in Berlin befunden, und von Natur weniger sanft und anspruchslos gewesen war, erinnerte sich, mit welcher liebenswürdigen Bescheidenheit, sich gleichsam entschuldigend, ihm Overbeck diese Relegation mitgetheilt hatte, und knüpfte unwillkürlich folgende Betrachtung daran: Was war denn eigentlich damals unser Verbrechen? Was haben wir gewollt und was ist für uns daraus entstanden? Es war der Drang nach einem festen klaren Begriff, nach einem bestimmten einzig richtigen Umriss der Form im Gegensatz zu der schwankenden, nebelvollen und flauen Zeit. Der bequeme Indifferentismus hatte sich in der Kunst wie in allen übrigen Geistesrichtungen verbreitet. Ist es nicht der Drang nach einem scharfen Contur, dachte er, der uns auch außerhalb der Kunst in jeder anderen Beziehung geleitet hat? Wenn wir kaum den Knabenjahren entwachsen, unsere Meister erzürnten, weil wir ihnen zum Trotz unsere Kreiden so fein als möglich spitzten, um den einzig richtigen Umriss des vor uns stehenden Modells zu zeichnen, war es denn nicht derselbe Drang nach Wahrheit, der uns später auf ganz anderem Gebiete soviel Verkenning und Tadel zuzog? Er dachte weiter über die Geistesentwicklung seines Freundes Overbeck nach, wie seine Jugendbildung so glücklich gewesen, wie sein Vater, ein edler und angesehener Mann zu Lübeck, selbst ein Dichter, die zarten Keime dieses dichterischen Talentes aufs sorgfältigste gepflegt habe, ja ihm sogar eine gelehrte Bildung gegeben, welche selten in solchem Grade bei einem bildenden Künstler gefunden wird.

Mehr noch als dieses! Sein Vater pflanzte in ihm den damals so selten gepflegten Keim eines positiven religiösen Glaubens. Wie bist du glücklich gewesen, geliebter Freund! dachte er weiter, du fandest so früh den unwandelbaren Grund, auf dem sich in allen Geistesrichtungen das Höchste erbaut! Du erkanntest die Schätze der aus der christlichen Offenbarung hervorgegangenen Poesie und Kunst, und wußtest die längst Vergessenen und Bergrabenen wiederum zur Geltung zu bringen.

Die ganze Zeit, in welcher er mit Overbeck und seinen Genossen, zu denen sich später Cornelius und die beiden Beits gesellten, verkehrte, schien ihm eine eigenthümliche Krisis zu bezeichnen. Obgleich diese jungen Männer vorher weder in schriftlicher noch persönlicher Berührung gestanden, fanden sie sich nichtsdestoweniger in wunderbarer Uebereinstimmung aller ihrer Ansichten. Diese standen allerdings im Widerspruch mit der griechischen Bildung, welche damals dem größten Theil der intelligenten Welt als das Höchste galt. Die conventiönelle französische Nachahmung griechischer Kunst und noch mehr der Zopfstil war zwar schon durch Winkelmann und Lessing theoretisch, durch Canova, Thorwaldsen, Flaxman, G. Schadow und Andere auf dem Gebiete der bildenden Kunst, sowie durch Goethe und Schiller auf dem Gebiete der Poesie praktisch überwunden. Das Unnatürliche war verschwunden und man war auf einem natürlichen Boden angekommen. Als sich nun durch Tieck, die Gebrüder Schlegel, Novalis, Wackenroder und Andere, die mit der christlichen Offenbarungslehre so eng verbundene romantische Schule aufthat, fand sie an jenen hervorragenden Männern heftige Widersacher, auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß jene Romantiker mehr das Schöne, als das ewig Wahre und Erlösende des Christenthums erkannten. Sie betrachteten das-

selbe mehr als eine Fundgrube längst vergessener poetischer Ideen und Empfindungen und benutzten es wie ihre Vorgänger die antiken Mythen benutzt hatten; nur Novalis, Friedrich Schlegel, Schütz und einige Andere mögen davon eine Ausnahme gemacht haben.

Wir Künstler unternahmen damals, sagte er zu sich, einen ähnlichen Kampf und wahrlich in der besten Absicht, dessen Tragweite wir nicht erkannten, der sich aber noch immer fortspinn und dessen Beendigung auch noch jetzt in weiter Ferne liegt. Sonderbar genug begann er auf dem Gebiete der Poesie und Kunst und theilte sich von dort aus immer mehr den ernstern spekulativen Wissenschaften mit, ja er tritt jetzt sogar in das Gebiet des öffentlichen politischen Lebens. Dieser Gang der Entwicklung verhält sich wie ein Gedanke, der zur Thatfache übergeht. — Es ist möglich, daß ich mich irre! rief der Alte bei sich selbst aus, es klingt sogar stolz, daß ein solcher Umschwung der Ideen von Dichtern und Künstlern ausgegangen sein sollte!

Wer Overbeck nur einmal gesehen, wer ihn nur einmal gehört, dachte er weiter, wird an der Reinheit seiner Absichten, an seiner großen Kenntniß und tiefen Einsicht keinen Zweifel mehr hegen; ebenso zeigt sich im Ausdruck seines ganzen Wesens die liebevollste Theilnahme gegen Jedermann. Man kann entgegengesetzter Meinung sein, allein es ist entweder Irrthum oder absichtliche Verkennung, diesen merkwürdigen Mann anders zu beurtheilen.

Die Nacht war hereingebrochen, man brachte Licht und der Alte rief seinen Sekretär, dem er Nachfolgendes diktirte:
 „Der Irrthum, in welchem sich nach meiner Ansicht Overbeck und seine Studiengenossen im zweiten Jahrzehnt dieses

Jahrhunderts befanden und welcher einigermaßen schädlich auf ihre künstlerische Ausbildung wirkte, war eben, daß sie das Naturstudium, auf welchem allein die vollendete Ausführung beruht, zu sehr im Allgemeinen betrieben. Jeder hatte im Kloster zu St. Isidor eine kleine Zelle, wo kaum ihre Bilder, viel weniger ein Modell Platz finden konnte; sie studirten zwar im Refektorium vereint nach dem Modell, malten aber ihre Bilder rein aus dem Gedächtnisse, indem sie fürchteten durch das Modell zu naturalistisch zu werden und die innere ideale Vorstellung durch dasselbe zu schwächen. Bei einem Manne von Overbecks Formengedächtnisse ging es noch allensfalls, die Uebrigen aber leisteten viel weniger als sie vermocht hätten, und Mancher verfiel sogar in das Manierirte. Später verließen sie diese für Künstler ganz unpassenden Wohnungen, sahen auch bald ein, daß man besondere Naturstudien für jede einzelne Figur machen müsse, um sie kunstgerecht auszudrücken. Da jedoch nichts schwieriger ist, als die zweckmäßige Anwendung der Naturstudien auf den gegebenen idealen Gegenstand und jedes Kunstwerk entweder eine zu wenig oder zu viel naturalistische Seite hat, so zogen sie den ersten Mangel vor, und gelangten leider, selbst Overbeck nicht ausgenommen, niemals zu einer so vollkommenen Durchbildung, wie es den großen Künstlern am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts bei einer völlig richtigen Schule möglich war. Es bleibt immer ein mißliches Ding, wenn ein Maler, der große Compositionen ausführt, kein gutes Portrait malen kann; man darf mit Recht voraussetzen, daß er auch im historischen Fache, in der Delmalerei nichts Vollendetes leisten wird; in der Freskomalerei dagegen wird dieser Mangel nicht so fühlbar werden. Mit Ausnahme Rafaels haben die Venetianer und

Niederländer, diese großen Naturalisten und vollendeten Delmaler, auch beiweilen die besten Bildnisse gemalt.

Wer Overbecks Zeichnungen sowohl nach dem nackten Modell, als nach Gewändern gesehen, die er zu seinem eigenen Schaden immer nur in kleinem Maßstabe machte, wird entzückt sein über die Innigkeit und Feinheit, womit er die Natur aufzufassen vermochte; hätte er die überwiegende Lust fortwährend zu componiren bezwungen, hätte er sich die Zeit genommen, größere Naturstudien zu zeichnen und zu malen, so würden seine Delgemälde häufig seiner ursprünglichen Handzeichnung und seinen Cartons nicht soweit nachstehen. Er wäre tiefer in das Wesen der Natur eingedrungen, hätte vielleicht weniger, aber ausgebildeter geschaffen, dem Fortschritt der Malerei aber ohne Zweifel noch weit mehr genügt.

Man findet bei den deutschen Künstlern häufiger als bei anderen Nationen einen Reichthum an poetischen Ideen; man sieht viele Handzeichnungen, von deren Ausführung ein schönes Kunstwerk zu erwarten steht, selten jedoch wird aus dem vielversprechenden Kinde ein schöner Mann, denn in dem Maße, als die Idee zur Ausbildung fortschreitet, verliert sie an Leben, wird manierirt und mit Wehmuth blickt man auf die erste Handzeichnung zurück. Worin kann das liegen, als lediglich darin, daß der Künstler der Mittel nicht Herr war, seine Idee völlig natur- und kunstgerecht auszudrücken, mit einem Worte, daß es an einer Schule fehlte? und dies ist auch der Grund, daß Overbeck nicht zu den größten Künstlern aller Zeiten gezählt werden kann. In ihm war der Stoff in reichlichem Maße vorhanden, und es ist ungerecht, dem aus einer solchen traurigen Epoche hervorgehenden Künstler die Schuld hiervon

beizumessen, die vielmehr eine nothwendige Folge seiner Zeit erscheint.

Wenn dies große Talent mit Ausnahme einiger Bilder aus Tasso's befreitem Jerusalem, keine andere als heilige Gegenstände behandelt hat, so liegt dies keineswegs in der Einseitigkeit seiner Anlage, er weiß das poetische überall aufzufinden, wo es sich zeigt, es liegt vielmehr darin, daß er keine anderen Gegenstände so sehr der Darstellung würdig fand. Der Künstler muß das schaffen, wovon seine Seele am tiefsten ergriffen ist; auch hege ich die Ueberzeugung, daß gerade diejenigen Gegenstände, welche Overbeck wählt, die höchsten Kräfte menschlicher Begeisterung in Anspruch nehmen. In der Composition evangelischer Thatfachen hat ihn Niemand übertroffen und wird es auch nicht so leicht, denn dazu gehört außer dem Kunsttalente eine große und reine Seele, wie er sie wirklich besitzt. Die leidenschaftliche, energisch kräftige Darstellung wird einen Mann seiner Richtung immer weniger ansprechen, mithin ihm auch weniger gelingen, als anderen hohen Begabten, die nicht in einem so reinen Elemente wohnen. Auch mag dadurch seinen Werken etwas vom sinnlichen Leben abgehen; obgleich in späteren Arbeiten hin und wieder eine gewisse Monotonie sichtbar wird, rufe ich dennoch aus: „Selig der Mann, der eine solche Einförmigkeit besitzt!“

Man erkläre sich die Mängel seiner Kunst aus seinem Streben nach sittlicher Vollkommenheit und man wird finden, daß sie denen des Beato Angelico da Fiesole auffallend gleichen.

Sehr häufig hört man Cornelius mit Michel Angelo und Overbeck mit Rafael vergleichen. Diesem Urtheile kann ich nicht beistimmen, sondern behaupte, daß selbst, wenn Beider natürliches Talent jenen großen Künstlern die Wage hielte,

ihre ungünstige Zeit die Erreichung einer ähnlichen Kunsthöhe nicht gestattet hat. Ferner giebt es in der Kunstgeschichte nicht leicht einen vielseitigeren Künstler, als Rafael; er bewegt sich mit gleicher Kraft und Anmuth auf dem symbolischen und historischen Gebiete, in der antiken Mythe wie in der heiligen Offenbarung, in den verlockendsten wie in den ernsthaftesten Gegenständen; dahingegen überbeck sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, auf die Darstellung heiliger Gegenstände beschränkt und somit in der Wahl derselben einseitig genannt werden könnte. — Michel Angelo aber behandelte als Maler fast ausschließlich alttestamentarische Gegenstände, seine Compositionen aus dem neuen Testamente würden ihm schwerlich den großen Ruf erworben haben, und obgleich man in seinen Bildhauerarbeiten den Einfluß der Antike nicht ganz verkennen kann, bleibt er doch seinem ursprünglichen Naturell so treu, daß von einer Nachahmung nicht die Rede sein kann; er ist groß und unübertroffen in seiner Richtung, das Gebiet derselben ist jedoch ein beschränktes zu nennen. Cornelius hingegen ist, sowenig auch seine künstlerische Ausbildung mit der des Michel Angelo verglichen werden kann, in seinen dichterischen Anlagen von wahrer Universalität, er bewegt sich mit gleicher Leichtigkeit in seinen Compositionen auf dem romantischen, mythischen und heiligen Gebiete. In der großartigen symbolischen Auffassung der heiligen Offenbarung ist er Meister; nur in der Darstellung evangelischer Fakta fehlt es ihm an der nothwendigen Schlichtheit und Einfachheit. — Beide Künstler aber stehen in Bezug auf Ausbildung ohne ihre Schuld jenen großen alten Meistern weit nach, ihre Zeit war der künstlerischen Entwicklung ebenso ungünstig, als jene derselben förderlich war.

Überbecks Werke sind kurz nach ihrem Entstehen in Zeit-

schriften so vielfach besprochen worden, daß eine Aufzählung und Wiederholung des Einzelnen überflüssig erscheint. Man findet diese vollständig aufgezeichnet in Naglers Künstlerlexicon. Seine Wirksamkeit in den letzt verflossenen Jahren scheint sich auf die Herausgabe eines großen Cyclus evangelischer Darstellungen zu beschränken, welche sehr schön von Düsseldorfer Kupferstechern gestochen, dem frommen Sinn des Publikums dargeboten werden. Der Künstler wird seinen Zweck erreichen, denn sie müssen bei ihrer Vortrefflichkeit in dem Beschauer die heiligen Gedanken und Empfindungen anregen, welche ihn befeelten, als er sie schuf. Dies mag ihm reichlicher Ersatz sein für die Verunglimpfung jener, die ihn in ihrer Beschränktheit der Bigotterie beschuldigen. Er lebt fortwährend in Rom und es ist sehr wünschenswerth, daß diesem großen Künstler und noch größeren Menschen eine langjährige Thätigkeit gegönnt sein möchte. —

Nach einigen Tagen erhielt der Alte ein Schreiben der ministeriellen Behörde, in welchem die Stiftung einer besonderen Klasse für die Landschaftmalerei als zweckmäßig befunden wurde. Er dachte gleich an den jungen Franz, und wünschte ihn mit der bestimmten Aussicht auf seine Ausstellung zu überraschen. — Dieser befand sich mit Dolph und Theodor immer noch auf dem Lande und zwar in einer so traurigen Stimmung, daß ihn die freudigste Botschaft kaum zu erheitern vermocht hätte.

In dem Hause des Hofraths waren zwei Ereignisse eingetreten, welche Dolph und Franz gleicher Weise in Bestürzung setzten. Um die schöne Henriette freite ein junger Assessor von glänzenden Aussichten. Dieser war Dolph und den übrigen jungen Künstlern wohl bekannt und galt bei ihnen als der

Typus der Selbstgefälligkeit, des Eigendünkels und Beamtenstolzes. Ungeachtet seiner Kenntnisse war er oft selbst seinen Collegen unbequem, der genialen Künstlerjugend aber durchaus lästig und zuwider. Der Mädchenwelt, die sonst Heirathskandidaten wohl zu schätzen weiß, mißfiel er durch seine Altruheit und sein steifes und ungraziöses Benehmen. Nur den Eltern galt er wegen seiner einflussreichen Verwandtschaft und seines Vermögens als ein höchst schätzenswerther Artikel. — Henriette wurde täglich von ihrem Vater in dieser Beziehung auf das äußerste gepeinigt. Dies hatte sie Dolph gemeldet und der ohnehin launenhafte junge Künstler wurde dadurch für seine Freunde ein unerträglicher Gesellschafter. Ungeachtet aller Liebe, die Theodor zu ihm hegte, sagte er zu ihm: „Bei allen deinen guten Eigenschaften möchte ich weder deine Frau noch dein Bedienter sein.“ — „Ich könnte dich aber auch weder zu dem Einen noch zu dem Anderen brauchen,“ erwiderte jener. „Die ganze Welt ist mir jetzt entweder ärgerlich oder langweilig, und du bist es mir auch.“ Er schnitt dem guten Theodor ein Gesicht und stürmte ins Freie, obgleich sich der Regen in vollen Strömen ergoß.

Es war einer jener langweiligen und trüben Tage, die selbst der Mai in Deutschland mit sich führt. Franz, der still zuhorchend gezeichnet hatte, schaute auf in den bewölkten Himmel und seufzte unwillkürlich. „Auch du siehst jämmerlich aus,“ sagte Theodor. „Ich habe mich so auf unser Zusammenleben hier gefreut und es ist nichts mit euch anzufangen.“

„Du weißt,“ erwiderte jener, „mich bringt nicht leicht etwas außer Fassung, allein ich habe die Nachricht, mein armes Mädchen, meine Guste, liegt krank am Nervenfieber. Ich schwanke, was ich thun soll; wenn ich nach der Stadt

heimkehre, darf ich sie doch nicht sehen, hier aber halte ich es auch nicht aus. Du siehst, ich versuche zu componiren, allein die Gedanken sind nicht dabei und es wird nichts."

Theodor sah auf die Zeichnung und rief: „Du irrst, Freund, deine schwermüthige Empfindung hat sich wunderbar in dieser Landschaft ausgedrückt."

„Kann sein," sagte Franz seufzend, „die Landschaftler schaffen unbewußt mehr aus dem Gefühl als aus dem Verstande."

„Ich vermisse hier keine dieser Eigenschaften," erwiderte jener, „allein ich begreife in deiner Lage deine Sehnsucht nach der Stadt, dein Gefühl ist mächtiger als dein Verstand."

„Es ist etwas wunderbares mit dem sympathetischen Gefühle," sagte Franz. „Obgleich ich sie nicht sehen kann, habe ich doch eine unwiderstehliche Neigung, ihr körperlich näher zu sein. — Ich schnüre mein Bündel und gehe nach K. hinüber, wo in einer Stunde die Post nach D. durchkommt."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und Theodor dachte: Wie eigen ist es doch, man kann Hunderte von Meilen körperlich entfernt sein und alle Gedanken und Empfindungen leben mitten unter den entferntesten geliebten Gegenständen. Das wahre Ich ist am Ende nur die Seele, und der Körper sehnt sich immer dorthin, wo jene ihre Befriedigung zu finden hofft. So geht es auch mir, denn je mehr ich zu meinen früheren Geschäften zurückkehre, mit meinen alten Kameraden dresche und pflüge, desto frischer und gesunder werde ich, aber meine Seele lebt unter meinen Kunstbestrebungen und ich sehne mich herzlich nach Bildern und Statuen. Wenn Dolph und Franz fort sind, mit denen ich noch zuweilen darüber spreche, werde ich es auch nicht lange mehr hier aushalten. Ich sehe wohl ein, es muß gelitten

werden, aber es soll lieber mein Körper durch die Kunst, als meine Seele durch die langweilige Arbeit leiden.

Indessen war der mißvergünstigte Dolph trotz des Wetters in den Wald gerannt. Regen und Wind kühlte nach und nach sein erhitztes Blut. Seine Lage bedenkend, sagte er zu sich selbst: Die Welt ist nun einmal so, was ist zu machen? Was hilft es dir, alle Zeitungen loben deine Bilder und nennen dich einen genialen Kopf, ja, was noch weit mehr bedeutet, Könige und Fürsten kaufen sie, und doch zieht der Philister von Hofrath die Bewerbung eines ganz gewöhnlichen Menschen der deinigen vor. Wenn mir der Himmel doch nur eine Gelegenheit senden möchte, irgend einen guten Gedanken, um ihn bei seiner persönlichen Eitelkeit zu fassen. Sein Präsident ist ein so liebenswürdiger Mann, so weit erhaben über das gewöhnliche Beamtenphilisterthum, er würde mir gerne behülflich sein, denn er deutete leztthin halb scherzend selbst auf meine Neigung zu Henriette.

Mit solchen Plänen und Plänchen beschäftigt, war er immer weiter fortgeschritten und sogar überrascht, sich schon ein gutes Stück Weges auf der Straße nach D. zu finden. Soll ich zurückkehren? rief er, ich halte es doch dort nicht aus, meine Sachen kann mir Franz oder Theodor nachbringen. Ich fühle, man muß das Eisen schmieden, wenn es warm ist, mein Herz ist der Feuerofen, worin es jetzt glüht und ich bin fest entschlossen, Hand ans Werk zu legen. So trieb ihn seine Leidenschaft rasch vorwärts, bis ihm das weit hinter ihm erschallende Posthorn den Gedanken eingab, auf bequemere Weise nach der Stadt zu kommen. Er ging daher langsamer und dachte, was doch Franz eine schläfrige Kreatur ist; er kann draußen in dem Regen hocken, einen langweiligen Baum nach dem andern

zeichnen, während sein Mädchen zwei Meilen von ihm vielleicht am Nervenfieber stirbt, und das nennen solche Leute noch feurige Liebe. Der Postwagen war ganz nahe gekommen, schien jedoch überfüllt. Dolph fühlte sich durch seine Wanderung im Regen und Koth erschöpft und rief dem Schirrmeister schon von ferne die Frage entgegen: „Es ist doch noch Platz?“ In demselben Augenblicke steckte Franz den Kopf aus dem Wagen und schrie: „Was Teufel! führt dich denn hierher? du siehst ja fürchterlich aus, armer Kerl.“

Der Wagen hatte still gehalten, Dolph sah aber mit Schrecken, daß die übrigen Passagiere durchaus keine Lust zeigten, den ganz beschmutzten und durchnästen Menschen zwischen sich zu klemmen. „Was ist da zu machen?“ rief Franz mit seinem gutmüthigen phlegmatischen Lächeln, setz' dich auf meinen Platz, Dolph, ich habe meinen Regenschirm, fühle keine Müdigkeit und bin überdies ein Landschaftler, welche ihrer Natur nach zum Amphibiengeschlecht gehören.“ — Hierauf sprang er aus dem Wagen, schob Dolph fast mit Gewalt hinein, welcher sein kurz zuvor gefälltes Urtheil über Franz bereuend zu sich selbst sagte: Er wäre rascher als du in D. gewesen, und doch nanntest du ihn schläfrig. — Beide befanden sich aber in ihrer neuen Lage besser als vorher; der todtmüde Dolph fiel in seiner Wagenecke in einen leichten Schlummer und Franz war froh, aus der stickigen Luft ins Freie gekommen zu sein, er spannte seinen Regenschirm auf und watete ganz gemüthlich durch den Koth. Je mehr er sich aber der Stadt näherte, desto schwerer wurde es ihm ums Herz, das ferne Bespergeläute klang ihm wie Todtenglocken, er sah sein Mädchen schon im Sarge.

Obgleich er einen bedeutenden Umweg machen mußte, trieb

ihn die Angst und die Hoffnung, irgend etwas von seiner Geliebten zu erfahren, nach des Hofraths Hause. Auch wollte es das Glück, daß er ganz in der Nähe desselben auf den Arzt stieß, den er mit Thränen in den Augen nach dem Befinden seines Gustichens fragte. Dieser schien seine Gedanken und Gefühle zu errathen und erwiderte lächelnd: „Das ist eine treffliche Natur, vorgestern fürchtete ich ein nervöses Fieber, heute glaube ich, daß sie bei gutem Wetter in einigen Tagen wieder ausgehen wird.“ Dem armen Franz fiel ein Stein vom Herzen, er hätte im Drange seines Gefühles gerne den Arzt umarmt. Allein dieser, seine Rührung bemerkend, rief aus: „Ich fürchte, die ältere Schwester ist kränker.“ — „Was fehlt denn dieser?“ fragte Franz. — „Sie leidet an einem Herzübel,“ versetzte jener lachend, „man drängt ihr eine zweckwidrige Medicin auf in der Person eines langweiligen Assesors.“ — „Sie sind ja der Arzt,“ sagte Franz, „es ist ihre Pflicht dem zuvorzukommen.“

Hierauf trennten sie sich und Franz fand Dolph schon zu Hause, der seine nassen Kleider abgeworfen hatte und still rauchend in der dunkeln Ecke seines Zimmers saß. Er hielt ein Billet in seinen Händen und rief ihm entgegen: „Ich fand dies Schreiben des Präsidenten von vorgestern datirt, als ich hier ankam. Der Präsident muß nicht wissen, daß wir aus der Stadt waren, er ladet uns Beide ein, ihn baldmöglichst zu besuchen. Er erzeigt uns bei jeder Gelegenheit viel Zuneigung und wenn du nicht zu müde bist, so wollen wir noch heute Abend zu ihm gehen.“

Beide faßten den raschen Entschluß sich umzukleiden und fanden den Präsidenten im Kreise seiner Familie, der sie herzlich begrüßend sagte: „Ich habe Sie schon lange erwartet, meine

Herren, ich hoffe, Sie werden mir aus einer Verlegenheit helfen.“ Hierauf theilte er ihnen seine Absicht mit, in seinem Hause ein Fest zu veranstalten, welches der Künstlerstadt, in der sie lebten, Ehre machen sollte. „Wir können nicht mehr wie gewöhnlich,“ begann er, „mit Spieltischen und einem langweiligen Souper durchkommen; daran sind Sie selbst Schuld, meine Herren, man erwartet hier in D. etwas Ungewöhnliches. Die Ungewöhnlichen müssen daher mit Hand anlegen, wenn es gelingen soll.“

Die jungen Männer dankten für seine Meinung, bemerkten jedoch, daß selbst die lebenden Bilder etwas Gewöhnliches zu werden anfangen und daß irgend ein Scherz damit verbunden sein müsse.

„Lassen Sie das gut sein,“ erwiderte der Präsident, „schöne Mädchen in reizenden Attitüden sieht man immer wieder gern.“ Lächelnd setzte er gegen seine liebenswürdige Frau gewandt hinzu: „Und schöne Männer auch, nicht wahr, mein Kind?“

Diese erwiderte in eben dem Tone: „Die Künstler behaupten, der Mann sei eigentlich von Gott schöner geschaffen, als das Weib.“

„Trotzdem lieben wir die schönen Frauen doch mehr,“ erwiderte Dolph.

„Man sagt es gerade Ihnen beiden nach,“ erwiderte die Präsidentin, und ihr Gemahl bemerkte: „Wir müssen daher zu unserem Feste die Mitwirkung der schönsten Mädchen zu gewinnen suchen. Sizen wir also zu Gericht. Vor Allen die Töchter des Hofraths K., nicht wahr, meine Herren?“

Die beiden Künstler errötheten und die Präsidentin sagte lachend: „Mein Mann ist ein gewandter Diplomat, er versteht Sie für die Sache zu interessiren.“

Dolph, der sich schnell gefaßt hatte, brachte nun allerlei Projekte vor, über welche man hin und her schwatzte, ohne zu einem festen Resultate zu kommen. Franz aber versprach jedenfalls für den decorativen Theil der Vorstellung Sorge zu tragen. — „Es wird nicht leicht sein,“ bemerkte Dolph etwas schüchtern, „von dem Herrn Hofrath die Mitwirkung seiner Töchter zu erlangen; man spricht von der Verlobung der älteren und die jüngere ist krank.“

„Lassen Sie mich das machen,“ sagte die Präsidentin; „das kostet mich eine einzige Visite; die Mutter ist eine gar gute Frau und regiert schließlich doch das ganze Haus.“

„Der Assessor W. muß überdies eine Landrathstelle vertreten,“ rief lachend der Präsident, „wir können ihn ja auf einige Zeit an die holländische Grenze schicken.“

Dolph hätte bei dieser Aeußerung gerne den Präsidenten vor Freude umarmt. Es wurde nun noch eine Heerschau der schönsten Frauen und Mädchen in der Stadt gehalten, Dolph versprach einen Plan zur Anwendung dieser ausgewählten Schaar zu entwerfen und man kam überein, daß spätestens binnen vierzehn Tagen das Zauberfest zur Ausführung kommen sollte.

Indeß ging es in dem Hause des Hofraths etwas trübselig her und man war dort weit entfernt an lebende Bilder und Tanzfeste zu denken. Die Mutter war zwar beruhigt über das Unwohlsein der jüngeren Tochter, grämte sich jedoch über die ältere, die wegen ihrer Abneigung gegen den Assessor von ihrem Manne unglimpflich behandelt wurde. Der Hofrath war durch Nichts aus seinem gewöhnlichen Lebensgange zu bringen, der ihn außer bei den Mahlzeiten selten mit seiner Familie zusammenführte; aber auch diese kurze Zeit wurde häufig durch Mißhelligkeiten aller Art verbittert. Er sah in

seiner Eitelkeit den künftigen Schwiegersohn schon als Minister und hoffte durch ihn, wenn auch spät, zum geheimen Hofrath zu gelangen, so daß er der Mutter, welche ihrer Tochter Partie nahm, grobe Beleidigungen sagte. Henriette weinte dazu und dachte an ihren Dolph, Gustchen hatte früher in der Fieberhitze von ihrem lieben dicken Franz phantasirt, und der Hofrath wollte darüber vor Aerger plagen und ging schimpfend und tobend im Hause umher.

Plötzlich stürzte mitten in diesen häuslichen Zwist das Dienstmädchen mit der Meldung herein: Die Frau Präsidentin sei unten im Wagen und lasse fragen, ob sie der Frau Hofrätthin ihre Aufwartung machen könne. Der Papa war bestürzt und zugleich hoch erfreut über die unerwartete große Ehre; die Mama rückte schnell ihre Haube zurecht, warf in der Eile eine Spitzenmantille um und rief ihrem Manne zu: „Mach' doch daß du hinunterkommst und führe die gnädige Frau selbst herauf.“ Indessen war der Hofrath ein so steifer Gaul, daß er die Präsidentin schon auf halber Treppe fand und mit allen den bei solcher Gelegenheit üblichen langweiligen Complimenten brachte er sie endlich in das Besuchszimmer. Beide befanden sich nach dem kurz vorhergegangenen lebhaften häuslichen Zwist dieser eleganten Dame gegenüber in jener ängstlichen Förmlichkeit, wie sie bei Personen ihrer gesellschaftlichen Stellung gewöhnlich ist. Nachdem man sich gesetzt, äußerte die Präsidentin mit völliger Unbefangtheit: „Meine liebe Hofrätthin, ich habe durch unsern gemeinschaftlichen Arzt und Freund mit lebhafter Theilnahme von der Krankheit ihrer jüngeren Tochter gehört; seit ich Ihre Kinder in dem schönen Tableau der Aurora kennen gelernt, nehme ich ein so lebhaftes Interesse an ihnen, daß Sie mit meiner Zudringlichkeit

Nachsicht haben werden, wenn ich mich in eigener Person nach ihrem Befinden erkundige."

Dem Hofrath schwoll das Herz von der Lust befriedigter Eitelkeit und er hätte noch zehn kranke Töchter haben mögen, um noch zehn vornehme Damen in seinem Salon zu sehen. Die Mutter war anderer Natur, im Nachwehe der eben überstandenen Mißthelligkeit sagte sie seufzend: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme und erkläre mir dieselbe leicht, da sie ja auch so reizende Kinder besitzen. Indes ist, Gott sei Dank, alle Gefahr vorüber und ich bitte Sie nur um die Erlaubniß, Ihnen bald meine gesunde Tochter vorführen zu dürfen.“ Der Hofrath war überrascht von der höflichen Gewandtheit seiner Frau, sah im Geiste die große Ehre voraus mit der Familie zu dem Feste des Präsidenten eingeladen zu werden, und fügte stotternd hinzu, wie glücklich es ihn mache, durch ein nun schon vorübergegangenes Leid die Ehre eines solchen Besuches zu genießen. Die Präsidentin war zu klug, den eigentlichen Grund ihres Besuches vorzutragen, wohl wissend, daß sie binnen ganz Kurzem einen Gegenbesuch erhalten würde und sagte daher nur, wie ihr Mann beständig die Geschicklichkeit und Amtstreue des Hofraths rühme und wie er selbst wünsche, ihn auch außerhalb des Geschäftskreises zuweilen zu sehen. Hier schwindelte dem Herrn Hofrath der Kopf, er vergaß alles Vorhergegangene, nannte Frau und Töchter seine guten Engel, die sein Alter verfüßten und begleitete nach kurzem Austausch höflicher Redensarten die Frau Präsidentin selbst zum Wagen, wobei er noch sorgfältig umherschaute, ob auch die Nachbarn die Equipage der Präsidentin bemerkt hätten.